

# Fremde Schuld

Roman von W. Frigge-Brosel.

(20. Fortsetzung.)

Komm jetzt mit mir ins Haus. Ein Glück für dich, daß der Verwalter nicht anwesend ist; so kannst du ihm noch seine Rückkehr den Brief übergeben, den ich für diesen Fall bei mir trage. Er meldet dir ihm darin an, als seinen Schüler, Lehrling, oder was du willst, jedenfalls als den Sohn dieses Hauses.

Auch der junge Mann hatte sich erhoben. Man sah ihm an, daß diese letzte Stunde ihm mächtig bewegt hatte. Sein Angesicht sah rüdig, fast feierlich aus. Ernst zeigte er dem älteren Manne seine Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Capitän, von ganzem Herzen auch im Namen meiner Mutter, die hier ruht“, sagte er. „Ich will den Weg betreten, den Sie mir zeigten, und meinem Vater sagen Sie.“

„Nichts sage ich ihm, Du selbst wirst alles sagen und zwar in einem Briefe, den ich von hier fortnehmen will“, unterbrach Brinmann seine Worte. „Ich weiß, erst dann wird mein armer Freund wieder ruhig sein, wenn er von dir gehört, daß Du ihm verzeihst.“

Er wandte sich zum Gehen. Hans hüfte sich nieder und küßte mit heißen Lippen den kalten Marmorstein.

„Die Liebe höre! nimmer auf“, murmelte er; seine Gedanken aber gingen zu dem Vater, an den er nun wieder in kindlicher Liebe denken konnte. Und das wollte er.

In der alten Hansstadt zählte ein neuereinigtes Paar die Tage. Frau Gerth umgab ihren Mann mit aller Sorgfalt, deren ihr Platz fähig war. Sie wußte nun, er hatte bitteres Leid getragen um fremde Schuld, so bitter, daß ihr kein eigenes Verschulden, keine jahrelang geübte Heimsüchlichkeit dagegen gering erschien. Und hatte er einst die Mutter seines Sohnes über alles treu geliebt, so hatte er erkennen lernen, daß auch sie seiner späteren Liebe nicht unwerth sei; in seinem Ansehen hatten sie sich gefunden.

Nun fehlte dieser Anseh, und er fehlte ihnen allen von Tag zu Tag mehr.

Die nichts ahnende Großmutter schalt auf ihren Sohn, daß er dem plötzlich aufgetauchten Wunsch beschließen, nach der Pfanzung zu ziehen, Folge geleistet, mehr noch, daß er ihn ohne Abschied ziehen ließ.

„Als ob ich nicht wüßte, daß Du ihn nimmer hättest reisen lassen“, pflichtete Fleming lächelnd ihrer Klage bei. „Es war ein trübes Mädchen. Wie gut für die alte Frau, daß sie nicht ahnte, wie er litt“, dachte der Handelsherr betrübt.

So waren Wochen hingegangen. Immer trüber wurde die Stimmung der Hausgenossen, immer tiefer gruben die Sorgenfalten sich in Hans Flemings Gesicht. Sein ebened noch braunes Haar zeigte eine große Anzahl Silberfäden, ein müder Zug um Mund und Kinn grub sich ein. Im Stillen gab er seinen Sohn verloren. Sein einziges, geliebtes Kind.

Wie seiner Sohn, wußte er, was es heißt, im fremden Lande Schuld- und heimtückisch zu sein. Ohne Geld, ohne Anhalt, einzig und allein auf seiner Hände Arbeit angewiesen. Hans mußte dort zu Grunde gehen.

Vergebens redete Gerth, die sich kaum weniger sorgte, ihrem Mann zu, wies ihn auf Casar hin, der seinen Mäster nicht verlassen, den Capitän, der seine schützende Hand über ihm halten werde.

„Casar wird sich von Hans überreden lassen, mit ihm in die weite Welt zu gehen“, antwortete der Handelsherr, „und der Capitän läßt nichts von sich hören, das ist ein schlimmes Zeichen.“

Muthlos schweigend Frau Gerth schloß sich still, die Besorgungen des Waters begannen auch auf das Mutterherz zu wirken; gewiß blieb Hans verschollen bis zu der Zeit, wo sein Vater die große Schuld an ihm werde führen können, bis dahin hieß es geduldig sein.

„Ich halt's nicht aus, liebe Frau“, klagte Fleming, nachdem etwa sechs Wochen seit seines Sohnes Flucht verstrichen waren. „Ich halt's nicht aus. Es läßt mir Tag und Nacht nicht Ruhe mehr. Ich meine immer, der arme Junge sitzt irgendwo in großer Noth und ich zu stolz, es mir zu melden. Ich will zu ihm.“

„Du wollest reisen?“ Frau Fleming blüde erschrocken zu ihrem Gatten auf. „Wenn Du nur wüßtest, wo der Junge steckt!“ klagte sie dann ein wenig dorwurscholl. „Wo willst Du ihn suchen ohne Anhaltspunkt?“

„Ich werde ihn finden“, sagte er zuversichtlich. „Werde ich nicht, so werde ich nicht leben. Unser Haus ist unbekannt von jedermann, man wird mich nicht finden, ich finde meinen Sohn.“

„Deinen“. Ein leiser Größ ließ ihre Stimme bebte. „Ich dachte, Hans ist unser Kind. Doch gleichviel, glaubst Du, ich würde mich nicht nach ihm umsehen?“

„Du wollest — Du!“ Ein Geistesblitz durchlief die Augen des alten Mannes, der zu-

ria, wie in den Jugendtagen die Frau umfachte und an sich zog.

„Mit Dir, mein gutes Weib, ist mir nicht bang. Gib Licht, wir finden unseren Hans und bringen ihn im Triumph in die Heimath zurück! Verschönt und wiedergewonnen“, fügte er leiser hinzu.

Es klopfte. Ein Diener brachte auf silbernem Teller die Post für Madame.

„Herr Krause läßt bitten“, meldete er dabei seinem Herrn, „die überseidene Post sei angekommen und habe Briefe mitgebracht.“

„Von unserm Hans“, der Jubelruf, mit dem die sonst so zurückhaltende Gebieterin seine Worte unterbrach, ließ den geschulten Diener schweigen. Discret zog er sich zurück.

Fleming aber, keines Wortes mächtig, starrte auf seine Frau, die Thränen in den Augen, den Brief des fernem Sohnes las.

„Wir bleiben“, rief sie aus, nachdem sie gelesen, „dann unser Sohn ist da. Er lebt und bittet, ihm zu verzeihen, was er in kindlichem Unverständnis angethan, ich soll den Vater, an den er zur selben Zeit schreibt, herzlich bitten, ihm zu erlauben, einsteilen dort zu bleiben; er will.“

„Hans lebt und ist uns nicht verloren“, unterbrach der Handelsherr jubelnd seine Frau. „Komm her, Gerth, laß dich umarmen, so glücklich fühle ich mich noch nie. Mein Sohn mit neuem Gesicht, der Stolz, die Freude meines Alters und Du.“

Er sah liebend auf ihre schlante Gestalt hernieder, die sich in seinen Arm schmiegte.

„Mein treues, liebes Weib, mein spät erworbenes Eigentum, wir bleiben treu vereint, bis daß der Tod uns scheidet.“

Ergriffen sprach sie die letzten Worte nach, dann machte sie sich sonst von ihm los.

„Deinen Brief, Hans“, erinnerte sie.

„Den Brief von Hans.“ Mit fast jugendlicher Begeisterung erreichte der Handelsherr die Thür. „Ich komme wieder, sobald ich gelesen“, sagte er, sich zu Gerth umwendend, „verzeih.“

Und die Thür schloß sich hinter einem Glücklichen.

Die Frau bleibt einsam zurück. Ihre schlanken Hände halten sich mechanisch um das Briefblatt, das sie zuvor erhalten; gedankenlos fliegt ihr Auge über dasselbe hin. Da bleibt es an der Aufschrift hängen, die in gebundenen Lettern den Kopf des Bogens zierte.

„Fleming und Sohn“, steht sie laut. „So soll es heißen für alle Zeit, und so Gott will in Zukunft ohne fremde oder eigene Schuld, denn jede Sünde trägt sich auf Erden.“

Gilt der Seufzer, den sie dabei ausstößt, der trüben Vergangenheit oder der Zukunft, die sie heute wieder wollenlos vor ihr liegt. Wer kann das wissen? Frau Gerth selber nicht, sie weiß nur, daß sie, um zu der heutigen Auffassung der Dinge zu gelangen, viel trübe Stunden verlebt hat, die sich nicht leicht vergessen lassen; drum denkt sie auch noch jetzt mit einem leisen Seufzer an eine längst begrabene, schwere Schuld, die ihre Schattens wirft auf Kind und Kindestind.

„Tut nichts. Es ist Befehl!“

In einer ärgerlichen Aufwallung nahm sie ihren improvisierten Stuhl vom Arm und schüttelte den so lustig gesammelten Raub auf den Waldboden.

„Da! ... Sind Sie nun zufrieden?“ erkundigte sie sich.

Er schüttelte den grauen Dickkopf. „Sie müssen mit!“ brummte er latonisch.

Nun zog sie die Uhr aus dem Gürtel und zuckte die Achseln.

„Es geht nicht, lieber Freund. Ich komme zu spät ins Rathaus!“ sagte sie. „Es ist ein Konzert dort heute Abend!“

„Das wird wohl auch sein, wenn Sie nicht dabei sind!“ höhnte der Barbar. Da glitt ein schalkhaftes Lächeln über ihr hübsches Gesicht. Sie nickte ihrem Bedränger lustig zu und erklärte:

„Gut also, wenn Sie meinen, geh ich mit! Ist es sehr weit?“

„Eine halbe Stunde!“ orientierte er sie gnädig und marschierte nun mit ihr auf Richtwegen zur Försterei ...

Sie hatten es alle beide schon auf die Stäbter, die in Bad Schwanau bis in den Herbst hinein dem lieben Gott die Tage stahlen und ihnen den Wald durchkämmten, er und der Herr Oberförster! Und wenn die armen Leute in den Waldbühnen für ihre Pflanz- und Beerengetriebe zahlen mußten, sollten solche Nichtstuer und Zeitvergeuder nicht für umsonst davontommen! Das war nur in der Ordnung! Der Oberförster war noch nicht dabei. Aber der Abenddunst stand schon für ihn bereit. Es konnte also nicht lange mehr dauern.

Die junge Dame setzte sich auf eine Bank, aus Birkenstammchen gezimmert, die vor dem Hause stand, und sah belustigt in den sinkenden Abend hinaus.

Jetzt ungefähr sollte das Konzert beginnen in Wodenau, für das Graf Lattmannsdorf sie gewonnen, obgleich sie ihre Ferien ohne jede öffentliche Beistandigung hatte verbringen wollen. Aber dem guten Zweck der Veranstaltung hatte sie nicht widerstreben können. Die alte Gräfin war Patronesse eines heimlich unbenutzten Beamtenlocher. Da durfte man sich nicht lange bitten lassen und mußte antreten. Durch eine Verhaftung, gewissermaßen im Auftrag der Veranfaller, brauchte man sich nicht auch noch verzagen zu lassen!

Und das tat sie denn auch nicht.

„Was Sie nehmen doch von den Armen das viele Geld für die Erlaubnisnahme?“

„Na, selbstverständlich!“

„War das früher nicht anders?“

„Unter dem alten Herrn allerdings. Der war eben zu gutmütig!“

„So, so! Na, dann zahl' ich also nicht!“ erklärte die Sünderin.

Der Oberförster überlegte noch, was nun geschehen könne. Da schrie die das Telefon in seinem Amtszimmer auf. Er sprang hinein und legte nach einer Weile sichtlich aufgeregt zurück.

„Verzeihen Sie“, sagte er halbtönen, „man vernimmt in Wodenau eine Dame. Eine große Sängerin, Fräulein von Liefenau. Sind Sie das vielleicht?“

„Liefenau heiße ich!“ erklärte sie gelassen.

„Herr des Himmels, welch' unglückliches Zusammentreffen! Unser Herr Graf ist außer sich. Ich lasse sofort anrufen und bringe Sie selbst ins Rathaus, mein gnädiges Fräulein!“

„Das ist nett von Ihnen, Herr Oberförster!“ lachte sie, erheitert durch seinen plötzlichen Eifer.

Fünf Minuten später jagte sie mit ihm durch den dunkelblauen Fichtenwald auf Wodenau zu.

„Im Vestibül des Rathauses stand der junge Graf und begrüßte sie ehrerbietig.“

„Hatten Sie sich verlaufen, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er, ihr die Hand küßend.

Sie blühte schalkhaft zum Oberförster, der in dienlicher Haltung zur Seite getreten war.

„Das gnädige Fräulein war beim Flüßchen ohne Erlaubnisfchein betreten worden ...“ erklärte er gepreßt.

„Un glaublich!“ entfuhr es dem jungen Herrn.

„Doch einem so was in Ihrem Walde passieren kann! Nicht wahr, Herr Graf?“ fragte sie nicht ohne Ironie.

„Allerdings!“ rief er empört.

„Das ist auch meine Meinung!“ betätigte sie darauf seinen Ausruf. „Und darum bitte ich mich als eine Art Ehrenhonorar in Ihren Forsten volle Waldfreiheit für künftige Zeiten.“

„Aber das ist doch selbstverständlich, meine Gnädigkeit!“

„Nicht so ganz, Herr Graf! Ich möchte sie nämlich nicht nur für mich, sondern für alle anderen Leute mit, so wie es früher war, als Ihr Herr Vater noch lebte!“ sagte sie und sah mit einem feinen Lächeln dabei an.

Nur einen Herzschlag lang zögerte er. Dann wandte er sich an seinen Oberförster.

„Veranlassen Sie das Nötige!“ befahl er kurz und nicht ihr dann erleichtert zu.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf!“ flüsterte sie beiläufig und eilte davon, um schnell Toilette zu machen.

Der Oberförster hatte sich kurz entschlossen einen Platz für das Konzert genommen, obwohl er sonst den Wodenauer Festlichkeiten mit Absicht fern blieb.

„Herr Gott, kann die Herr singen!“ brummte er gerührt in den Bart und wichtige die Augen heimlich aus. Hätte er sich nicht vor einem Korbe gefürchtet, er wäre, wie Gott, in den nächsten Tagen auf Freierrücken umhergelaufen.

„Singen hab' ich sie auch gehört!“ erklärte ihm an anderen Morgen Hans Rottitz. „Eine ganze Weile lang beim Flüßchen!“

„Und trotzdem haben Sie sich unterstanden, sie mitzuschleifen? D'allererster Sorte!“

„Und der Adjunkt, der seine Meinung hatte von der Zeitlich-Periode, lächelte geschmeichelt über die Anwesenheit seines Dienstleisters.“

Margret von Liefenau aber fand ein paar Tage später in ihrem Zimmer einen richtigen Berg von frischen Hofknäusen heimlich aufgestapelt.

Die alten Weiblein von Wodenau waren für sie aus Dankbarkeit in aller Herrgottsfrühe Rüsse pfänden gegangen ...

„Schlaumeier. Dame (im Wohlthätigkeitssazor). Bitte taufen Sie ein Bouquet, mein Herr!“

Herr: „Gewiß, was kostet es?“

Dame: „Fünf Dollars.“

Herr: „Das ist mir viel zu teuer!“

Dame (einen Ruf darauf drückend): „Nun, und jetzt?“

Herr (indem er sich zum Gehen anschaut): „Jetzt, meine Dame, ist es für mich undenkbar!“

— Geschäftliche Neugierigkeit. Antel (am Reifen, dem er seine Photographie zeigt): „Nun, lieber Edgar, wie bin ich getroffen? — Neffe (Stübchen): „O, lieber Onkel — zum ankommen anhalt!“

Der Moritz Aufrichtig hat erst vor Kurzem eine „gute Partie“ gemacht. Seine Frau ist zwar budelig, hinkt und schielt, auch gehört sie schon einem „älteren Jahrgang“ an, aber man erzählt, daß sie über eine Million in die Ehe mitgebracht hätte. Eines Tages geht Herr Aufrichtig nun mit seiner Frau am Ring spazieren, da begegnet er zufällig seinem Freunde Teitelbaum aus West. Dieser begrüßt ihn freudig, und als er dann erfährt, daß die Dame an der Seite seines Freundes dessen Frau sei, flüstert er ihm ganz beiläufig ins Ohr:

„Aber wie haste denn die heirathen können? So e Miznid! Und budelig ist sie, und halschen thut se und schiedel!“

Mußig gibt ihm Aufrichtig zur Antwort:

„Kannst schon laut reden! Laub ist se auch!“

Die gute Partie.

Die gute Partie.

Die gute Partie.

## In den Rüssen.

Stimme von Alois Römer.

Durch den bunten Herbstwald jubelte eine glöckliche Mädchenstimme.

Wie ein Zauber legte es sich über die Abenddämmerung, den zu stürzen auch nur eine so barbarische Umstände imlande war, wie der Herr Forstadjunkt Wenzel Rottitz sie im Busen trug.

Ein Blick der Befriedigung zuckte über sein Waldschraut - Gesicht, als er umschau gehalten und dabei feststellte hatte, daß die verklärte Stimm mitten aus den mächtigen Föhrenknäulen aufstieg, in denen die Früchte dies Jahr so reichlich gediehen waren, wie sonst nie. Vorhichtig pirschte er sich heran und legte durch das Gezweig im Unterholz zu der Sängerin hinüber.

Einen mächtigen Strohhut hatte sie sich über die geschleiften Bindbänder fort als Sammelkorb an den Arm gehandelt, der schon ziemlich gefüllt sein mußte, so schwer und die Föhren ändernd hing er herunter.

„Was gleicht wohl auf Erden Dem Sä-ä-ger - Ver-gnül-ü-ü-gen ...“

Lang es von ihren jungen, roten Lippen in die Waldfülle hinaus. Da sagte plötzlich eine tiefe, krächzende Stimme hinter ihr:

„Zeigen Sie doch mal Ihren Erlaubnisfchein zum Flüßchen, Sie dreißige Amiel!“

Sie wandte sich um und brach ihren Gesang ab.

„Gib' ich nicht, alter glücklicher Waldhauz!“ gab sie dann humoristisch zurück.

„Ich bin der Forstadjunkt Rottitz!“ fuhrte beleidigt der Alte, der keinen Sinn für Humor sein eigen nannte. „Und ich bin keine dreißige Amiel!“

„Das ist ein schlagfertig.“

„Das Flüßchen im grässlichen Revier ist aber nur gegen einen Erlaubnisfchein gestattet. Und wenn Sie den nicht haben —“

„So werden Sie mit einem besorgen. Punktum. Rottel so'n Wich was?“

Rottitz fühlte, wie ihm die Galle ins Blut floss.

„Der Schein kostet zwei Mark!“ betonte er trocken. „Und besorgen müssen Sie sich ihn selbst. Auf der Oberförsterei nämlich!“

„Aha! Na ein andermal, Herr Forstadjunkt. Für heute ist mir's schon ein bißchen zu spät!“ bemerkte sie harmlos.

Aber Rottitz lächelte überlegen.

„Zur Försterei müssen Sie so wie so jetzt!“ kündigte er ihr an.

„Ja, weshalb denn?“

„Strafe zahlen!“

„Wofür?“

„Für das unbefugte Flüßchen!“

„Ach Unheil! Die paar Rüsse machen Ihnen Grafen doch nicht ärmer!“

„Tut nichts. Es ist Befehl!“

In einer ärgerlichen Aufwallung nahm sie ihren improvisierten Stuhl vom Arm und schüttelte den so lustig gesammelten Raub auf den Waldboden.

„Da! ... Sind Sie nun zufrieden?“ erkundigte sie sich.

Er schüttelte den grauen Dickkopf. „Sie müssen mit!“ brummte er latonisch.

Nun zog sie die Uhr aus dem Gürtel und zuckte die Achseln.

„Es geht nicht, lieber Freund. Ich komme zu spät ins Rathaus!“ sagte sie. „Es ist ein Konzert dort heute Abend!“

„Das wird wohl auch sein, wenn Sie nicht dabei sind!“ höhnte der Barbar. Da glitt ein schalkhaftes Lächeln über ihr hübsches Gesicht. Sie nickte ihrem Bedränger lustig zu und erklärte:

„Gut also, wenn Sie meinen, geh ich mit! Ist es sehr weit?“

„Eine halbe Stunde!“ orientierte er sie gnädig und marschierte nun mit ihr auf Richtwegen zur Försterei ...

Sie hatten es alle beide schon auf die Stäbter, die in Bad Schwanau bis in den Herbst hinein dem lieben Gott die Tage stahlen und ihnen den Wald durchkämmten, er und der Herr Oberförster! Und wenn die armen Leute in den Waldbühnen für ihre Pflanz- und Beerengetriebe zahlen mußten, sollten solche Nichtstuer und Zeitvergeuder nicht für umsonst davontommen! Das war nur in der Ordnung! Der Oberförster war noch nicht dabei. Aber der Abenddunst stand schon für ihn bereit. Es konnte also nicht lange mehr dauern.

Die junge Dame setzte sich auf eine Bank, aus Birkenstammchen gezimmert, die vor dem Hause stand, und sah belustigt in den sinkenden Abend hinaus.

Jetzt ungefähr sollte das Konzert beginnen in Wodenau, für das Graf Lattmannsdorf sie gewonnen, obgleich sie ihre Ferien ohne jede öffentliche Beistandigung hatte verbringen wollen. Aber dem guten Zweck der Veranstaltung hatte sie nicht widerstreben können. Die alte Gräfin war Patronesse eines heimlich unbenutzten Beamtenlocher. Da durfte man sich nicht lange bitten lassen und mußte antreten. Durch eine Verhaftung, gewissermaßen im Auftrag der Veranfaller, brauchte man sich nicht auch noch verzagen zu lassen!

Und das tat sie denn auch nicht.

## Verbrechen in Indien.

Sie haben in den letzten Jahren fast überhand genommen.

In den letzten Jahren ist Indien mehr als je zuvor unter britischer Herrschaft der Schauplatz politischer Verbrechen geworden, die sich aus der wachsenden nationalen Auflehnung gegen die drückende Fremdherrschaft leicht erklären lassen. Aber auch Verbrechen anderer Art gibt es eine schwere Menge. Die verbrecherischen Stämme des Landes haben ihre Heimath hauptsächlich in den nordwestlichen Grenzgebieten und betrachten die dichtbesiedelten Ebenen als ergiebige Jagdgründe für ihre Raubzüge, die sie einzeln oder in Gruppen unternehmen, und zwar unter der Maske einer Beschäftigung, die zu keinem Bedenken Anlaß gibt. Im Nothfall schrecken sie vor den schlimmsten Gewalttaten nicht zurück, mit Pistolen, Dolchen und Gift wissen sie vortrefflich umzugehen.

Die aus dem Deccan stammenden Phantasie versuchen mit Vorliebe als Taschendiebe und Gepädde auf Märkten, in Basaren, Tempeln und auf Eisenbahnen ihr Glück. So gerieben und gerissen gehen sie dabei im allgemeinen zu Werke, daß es großen Schärffsinns und großer Finesse seitens der Polizei bedarf, sie auf der Tat zu ertappen. Zu gegenfälliger Warnung, wenn Gefahr im Anzuge ist, bedienen sie sich einer merkwürdigen, für Unergebene ganz unauffälligen Zeichenrede. Zwischen besteht zwischen solchen verbrecherischen Stämmen und der Polizei ein unersetzlicher Spottendes, stillschweigendes Uebereinkommen. Wenn es erwiesen ist, daß Angehörige eines bestimmten Stammes ein Verbrechen begangen haben, liefert der Häuptling ganz nach seinem Belieben und Gutdünken zwei oder drei von seinen Leuten zur Bestrafung der Polizei aus, die dann alle übrigen in Ruhe läßt. Mögen die Ausgelieferten auch ganz unschuldig sein, ohne Widerstreben und ohne Widerrede betonen sie sich schuldig und nehmen die über sie verhängte Strafe gelassen auf sich.

Die verwegeneren indischen Verbrecher brauchen einen Vergleich mit ihnen auf derselben Stufe stehenden ausländischen Jungfernen nicht zu scheuen; sie führen zuweilen Streiche aus, die es verdienen, in der Geschichte der Verbrechen auf den blutigen Seiten verzeichnet zu werden. Einmal verhafteten auf einer öffentlichen Badestelle hinterinander mehrere Frauen mit lautem Aufschrei im Wasser und kamen nicht wieder zum Vorschein. Da alles Suchen nach ihren Leichnamen vergeblich war, so nahm man an, daß sie Alligatoren zum Opfer gefallen seien. Es fiel der Polizei jedoch auf, daß die verschwindenden Frauen ausschließlich den wohlhabenden Kreisen angehörten; sie waren mit ihrem mehr oder minder kostbaren Schmuck ins Wasser gegangen, wie es in Indien Sitte ist. Der Verdacht, daß es sich um schwere Verbrechen handelte, wurde verstärkt, als man einen dieser hilflosen weiblichen Körper aus dem Fluße aufschwamm und keine Spur einer Wunde von einem Alligator daran entdecken konnte. Dagegen zeigte das Fleisch Zerfahrungen an den Stellen, wo die Schmuckgegenstände gefesselt hatten. Bei genauerer Nachforschung kam man dann einer Verbrechenbande auf die Spur, die unter dem Hauptbühnenplatz ihr Lager aufgeschlagen, anscheinend zu dem harmlosen Zweck, sich ebenfalls im Wasser zu begnügen. In Wirklichkeit lag sie beiläufig auf der Lauer nach einem Opfer. Sobald eine mit Schmuck reich beladene Frau im Fluße sichtbar wurde, schwamm einer von ihr an sie heran, die letzte Schritte unter Wasser, ergriff sie bei den Beinen und zog sie mit sich an eine tiefe Stelle, wo er sie ihrer Kostbarkeiten beraubte, nachdem sie erstickt war.

Verbrecherische Vergiftungen gehören in Indien fast zur Tagesordnung, sie entspringen der Rache- oder der Raubgier. Im letzten Falle bedient man sich aus verschiedenen Gründen mit Vorliebe eines Pflanzengiftes, Dhatura, das leicht zu beschaffen ist, da es aus einer Pflanze gewonnen wird, die fast überall am Wege wächst. Dazu kommt, daß es für Verbrecher eine sehr empfehlenswerte Eigenschaft hat. Abgesehen davon, daß es, wie Pflanzengifte im allgemeinen, keine Spuren zurückläßt, die durch chemische Analyse entdeckt werden können, braucht es das Opfer des Gedächtnisses, wenn es nicht tödlich wirkt. Ein mit Dhatura vergifteter, der mit dem Leben davonkommt, ist ganz außerstande, der Polizei genaue Mitteilungen über die Art und Weise zu machen, wie sich der Anschlag gegen sein Leben vollzogen hat.

Die aus Unglaubliche freisende Leichtgläubigkeit der unteren Klassen des indischen Volkes erleichtert den Schwindlern in hohem Grade ihr betrügerisches Spiel. Je toller eine Geschichte klingt, desto bereitwilliger findet sie Glanzen.

## Unseres Schnittmuster - Offerte

Ein neues Verfahren für den Transport der Fische.

Daß Fische gelegentlich einfrieren und nach dem Auftauen noch lebendig sein können, ist schon dann und wann berichtet worden. An sich ist das nicht allzu wunderbar, da der Fisch als ein Kaltblüter ein für allemal seine Körpertemperatur der Temperatur des ihn umgebenden Wassers angleichen kann. Das Gefrieren der Fische zu deren Transport zu vermerken, war jedoch bisher nicht gelungen, so sehr man sich auch bemühte, den Versand lebender Fische durch Verwendung möglichst geringer Wassermengen und künstliche Abkühlung in eigenen Kälteanlagen zu erleichtern und bequemer zu gestalten. Selbst wenn man gut gekühltes Wasser beständig zirkulieren läßt, wie es in den hierfür gebauten Eisenbahnwagen geschieht, ist die Menge der Fische, die man befördern kann, sehr gering im Vergleich zu der Menge Wasser, dessen sie bedürfen.

Gegenwärtig geben nun durch die Fischereizustellungen Mitteilungen, wonach ein Physiker, Prof. Viciet in Genf, die erstmalig schon vor 50 Jahren begonnenen Versuche, Fische einzufrieren zu lassen, unlangst neu aufgenommen hat, um zwei Praktiker, Mir und Aubig, die Versuche in größerem Maße fortgeführt haben. Das ganze Problem beruht im wesentlichen darin, Abkühlung und Auftauung so langsam wie nur möglich vorzunehmen. Durch Zugabe von Eisstücken zum Wasser werden die Fische zunächst bis nahe an den Gefrierpunkt abgekühlt; dann entfernt man nach ausgiebiger Sauerstoffzufuhr das Wasser, sodas das Schmelzwasser des Eises die Fische 15-18 Stunden lang bei 0 Grad C. halten kann. Schließlich läßt man nach erneuter Sauerstoffzufuhr die Fische in wenig kaltem Wasser durch Eintauchen des Eises in eine Kältemischung zu einer Art Kuchen gefrieren, welcher, versehen mit Eis, über sonstige Vorrichtung gegen Erwärmen geschützt, ohne weiteres versandt werden kann. Das Auftauen am Empfangsorte kann einfach in der Weise erfolgen, daß der aus Eis und Fischen bestehende Kuchen in Eiswasser gelegt wird, das man ganz langsam (in mindestens 10 Stunden) erwärmt. Die Fische leben dann gleichsam wieder auf, nur wenige sind tot, diese aber sind im allerbesten Erhaltungszustande und durchaus verwertbar. Die Erfinder selbst sind der Meinung, daß ihr Verfahren noch mancher Verbesserung fähig ist. Ein deutsches Fachblatt bemerkt dazu, daß die Biologische Station für Fischerei in München gleichfalls mit Versuchen in dieser Richtung beschäftigt ist.



Das das Pariser-Mädchen tragen sollte. Eine junge Frau wünscht, daß in ihrer jungen Ehe alles perfekt sein soll und das Meist des Dienstmädchens ist dabei ein wichtiger Faktor. Die große weiße Schürze wird jetzt nur noch von geschulten Krankenpflegerinnen getragen. Das Parolmädchen oder Dienstmädchen trägt am Nachmittag eine selbst aussehende Schürze, wie die oben abgebildet, über einem Kleid von schwarzem Mohair. Die langen Ärmel sollten mit hübschen Weißbündchen versehen und der Stragen muß hoch sein. Die Schürze in der Illustration ist aus geputtem Stoff und Stickerei gemacht, mit Banberg aus geputtem Stoff.

## Unseres Schnittmuster - Offerte

Ein neues Verfahren für den Transport der Fische.

Daß Fische gelegentlich einfrieren und nach dem Auftauen noch lebendig sein können, ist schon dann und wann berichtet worden. An sich ist das nicht allzu wunderbar, da der Fisch als ein Kaltblüter ein für allemal seine Körpertemperatur der Temperatur des ihn umgebenden Wassers angleichen kann. Das Gefrieren der Fische zu deren Transport zu vermerken, war jedoch bisher nicht gelungen, so sehr man sich auch bemühte, den Versand lebender Fische durch Verwendung möglichst geringer Wassermengen und künstliche Abkühlung in eigenen Kälteanlagen zu erleichtern und bequemer zu gestalten. Selbst wenn man gut gekühltes Wasser beständig zirkulieren läßt, wie es in den hierfür gebauten Eisenbahnwagen geschieht, ist die Menge der Fische, die man befördern kann, sehr gering im Vergleich zu der Menge Wasser, dessen sie bedürfen.

Gegenwärtig geben nun durch die Fischereizustellungen Mitteilungen, wonach ein Physiker, Prof. Viciet in Genf, die erstmalig schon vor 50 Jahren begonnenen Versuche, Fische einzufrieren zu lassen, unlangst neu aufgenommen hat, um zwei Praktiker, Mir und Aubig, die Versuche in größerem Maße fortgeführt haben. Das ganze Problem beruht im wesentlichen darin, Abkühlung und Auftauung so langsam wie nur möglich vorzunehmen. Durch Zugabe von Eisstücken zum Wasser werden die Fische zunächst bis nahe an den Gefrierpunkt abgekühlt; dann entfernt man nach ausgiebiger Sauerstoffzufuhr das Wasser, sodas das Schmelzwasser des Eises die Fische 15-18 Stunden lang bei 0 Grad C. halten kann. Schließlich läßt man nach erneuter Sauerstoffzufuhr die Fische in wenig kaltem Wasser durch Eintauchen des Eises in eine Kältemischung zu einer Art Kuchen gefrieren, welcher, versehen mit Eis, über sonstige Vorrichtung gegen Erwärmen geschützt, ohne weiteres versandt werden kann. Das Auftauen am Empfangsorte kann einfach in der Weise erfolgen, daß der aus Eis und Fischen bestehende Kuchen in Eiswasser gelegt wird, das man ganz langsam (in mindestens 10 Stunden) erwärmt. Die Fische leben dann gleichsam wieder auf, nur wenige sind tot, diese aber sind im allerbesten Erhaltungszustande und durchaus verwertbar. Die Erfinder selbst sind der Meinung, daß ihr Verfahren noch mancher Verbesserung fähig ist. Ein deutsches Fachblatt bemerkt dazu, daß die Biologische Station für Fischerei in München gleichfalls mit Versuchen in dieser Richtung beschäftigt ist.



Kleid für erwachsene Mädchen

Einfache praktische Moden sind immer bei der Frau beliebt, die ihre Kleider zu Hause macht. Dieses Kleid hat einen hübsch geformten breiten Stragen, der mit Stickerei oder Embroider versehen werden kann. Das Muster kommt in 4 Größen: 8, 10, 12 und 14 Jahre. Es benötigt 4 Meter 44 Zoll Stoff für die 14jährige Größe.

Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Herbst- und Winter-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leser der „Omaha Tribune“ für 10 Cents zugeandt.“

## Bestellungs-Anweisungen;

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einzahlung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coudon nebst dem oben erwähnten Preis an das

PATTERN DEPARTMENT  
OMAHA TRIBUNE,  
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Coupon

Ich möchte Muster No. ....

(Copie ..... bei Kinderarbeiten.)

Name .....

No. .... Straße .....

Stadt .....

derer und verleihe beide schwer. Die Feststellungen ergaben, daß es sich um zwei Offiziere der Liebenhofener Garnison handelt. Beide wurden in ein Hospital gebracht.